



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufssarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Der Einfluß des Wandels auf die Berufswahl

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](#)

Einfluß des Wandels auf die Berufswahl

Die hier folgenden Darstellungen sind zum Unterschied von unseren Guckkastenbildern *paarweise* geordnet; paarweise deshalb, weil die beschriebenen *Arbeitsweisen* jeweils beide noch heute *nebeneinander bestehen*. Das ist bei Wandlungen dieser Art auch in früheren Zeiten meist so gewesen; der Wandel pflegt sich erst in längeren Zeiträumen durchzusetzen.

So bestehen heute etwa der Klein- und Großbetrieb neben einander.

Niemand wird bestreiten, daß die technisch-industrielle Entwicklung in unseren Tagen Riesenfortschritte gemacht hat; aber die Kleinbetriebe sind noch keineswegs ganz von ihr aufgesogen. Wenn wir die Statistik befragen, werden wir überrascht sein; denn selbst in den Großstädten überwiegen an Zahl noch heute die Ein- bis Zehnmannbetriebe.

Gewiß — manche handwerklichen Berufe sind inzwischen der Industrie erlegen oder aus produzierenden zu erhaltenen (reparierenden) Betrieben geworden. Aber dafür sind wiederum neue Handwerksberufe entstanden oder stark angewachsen; man denke z. B. an die Kraftfahrzeughandwerker, die Elektroinstallateure, die Rundfunk- und Schreibmaschinenmechaniker, die Vulkaniseure und andere!

Gewiß — der Betonbau greift mächtig um sich, trotzdem wird der Maurer nicht entbehrliech und so fort.

Bei der *Berufswahl* muß sich in solchen Fällen jeder einzelne selbst fragen, was ihm mehr zusagt: etwa Werkstatt oder Fabrik, ob er lieber als Handwerksmeister in einer Kleinstadt oder als Spezialarbeiter in der großstädtischen Industrie schaffen will, ob er in einem Kleinbetrieb lernen oder in die Lehrwerkstätte einer Großfirma eintreten und Facharbeiter werden möchte. Erinnert Ihr Euch noch an unsere Autofreunde Willi und Imme? (S. o. S. 15 f.)

Unter diesem Gesichtswinkel wollen wir uns in *die folgenden paarweise geordneten Beispiele* vertiefen.

1. Zwei Szenen aus dem Metzgergewerbe

a) Einblick in einen Kleinstadtbetrieb

Es geht doch manchmal seltsam zu im Leben. Da hatte in Tübingen ein Pfarrer einen Sohn, der aussah wie das blühende Leben, stramm und groß, während der Vater von kleiner und auffällig hagerer Gestalt war. Wenn sie zusammen durch die Straßen gingen. — der letzte Krieg war noch nicht lange vorüber — sagten die Anwohner zueinander: „Seht nur das Gustävle neben dem Armselfigen an! Ein trefflicher Vater! Er spart sich den letzten Bissen vom Munde, damit seine Kinder gedeihen.“ Es schlug wohl der verstorbenen Mutter Art, das Blut handwerklicher Vorfahren in dem Knaben durch. Zum Leidwesen des Vaters war er denn auch der lateinischen Grammatik viel weniger zugeneigt als sein Schulfreund Gottlieb, und der war ein Sohn des Metzgermeisters Eislin, aber ein echter Stubenhocker; er wollte ausgerechnet Pfarrer werden, und sein Vater, ein gar stattlicher Mann, hatte nichts gegen Gottliebs Berufswunsch, denn der ältere Sohn — der Frieder — ging ihm schon im Geschäft zur Hand.

Gar zu gern hielt sich das Gustävle des Nachmittags im Eislinschen Anwesen auf. Nicht nur, weil in Gottliebs Gesellschaft die Schularbeiten schneller und besser gerieten, sondern vor allem deshalb, weil es dort immer etwas zu sehen gab; stundenlang konnte er dem Frieder auf dem Hof oder im Stall zuschauen oder ihm helfen, wenn er *hinter der Fleischbank* hantierte. Er bewunderte seinen älteren Freund, wenn dieser mit dem blanken Beil in schönem Schwung stets die rechte Stelle traf, so oft er den Kunden ein Fleischstück abhauen mußte. Er lernte viel von ihm: „Das ist Schwein, und das ist vom Rind. Und das ist die Leber, und das ist das Herz. Und so sieht ein Fußknochen aus bei einem Vieh, und so sitzt im Knochen das Mark.“

Eines Abends nun, als Gustav wieder einmal um den Frieder war, erlaubte ihm dieser, den Schimmel zu putzen; der Schimmel und der Braune waren den Tag über bei schmutzigem Wetter draußen gewesen. Tief gebückt wusch der Frieder die Füße des Braunen. Gustav selbst sah nur den Huf seines Schimms, den er mit der Linken hielt und mit der Rechten säuberte; es war schummerig im Stall.

Da faßte er sich ein Herz und fragte ganz unvermittelt: „Du, Frieder, wie schlägt man den Ochsen?“ Das hatte er schon immer fragen wollen. Nach längerem Hin und Her, bei dem der Ältere den Jüngeren abzulenken versuchte, sagte jener schließlich: „Nun gut, wenn du es absolut willst, kannst du morgen um $\frac{1}{26}$ Uhr dich einstellen; dann schlagen wir den Bullen, den der Lutz heute holt. Aber ich rate dir, schlaf dich lieber aus!“

Just als die Stiftskirche die Zeit schlug, die er sich vorgenommen hatte, wachte Gustav auf. Das heimliche Aufstehen und Wegschleichen aus der Wohnung fiel ihm nicht schwer, da alles noch tief schlummerte. Als er den Eislinschen Hof betrat, stutzte er: das gewaltige Tier führte auf der kurzen Strecke vom Stall zum Schlachtraum ein regelrechtes Kampfspiel mit den zwei Burschen auf; nur Frieders anherrschender Befehl zwang den Eindringling sich zuschauend zu verhalten. Schließlich umschlang der Lutz das mächtige gelbe schwere Haupt des Bullen und stützte es schlaggerecht mit den Händen. Dann hörte er den Frieder die altüberlieferten zünftigen Worte sprechen:

„Lieber Bruder, halte still,
den Stier ich jetzo schlagen will“,

und die ebenso zünftige Antwort des andern:

„Schlag zu, Bruder, laß Gott walten!
Ich will ihn dir tapfer halten.“

Leichenblaß taumelte der erst so neugierige Zuschauer vor Schreck an die Wand: Frieders mit ganzer Wucht geschwungene Axt war so nah an dem Kopf des eisern stillhaltenden Lutz auf ihr Ziel niedergesaust, daß von der Zugluft die Stirnlocke des Gesellen in die Höhe geflogen war!

Gustav fand sich erst wieder, als man ihn zum Zufassen heranrief; die kleinen Handreichungen gaben ihm dann das beruhigende Gefühl, nicht nur zum Gaffen hierzusein. Nach einer Weile aber sagte Frieder mit ruhiger Stimme: „Du mußt nun gehen; die Schulglocke wird bald läuten. Wasch dich aber erst hier im Eimer, sonst merken sie zu Hause, wo du warst.“

b) Einblick in einen Schlachthausbetrieb

„Sie müssen doch zugeben, daß über wissenschaftliche Ansichten von heute in 50 Jahren gelacht werden kann“, meint Dr. Vlimmen, ein Tierarzt aus der Stadt, zum Schlachthausdirektor, der neben ihm über den Hof geht; „in diesem Fall haben Sie's doch vielleicht allzu genau genommen mit der Vorschrift; die Schlachterinnung ist, wenn ich Ihnen das sagen darf . . .“

„Was Sie da von dem Wandel in den Wissenschaften behaupteten“, unterbricht ihn der Leiter dieses Musterbetriebes, „scheint mir nicht so gewiß. Ich bleibe dabei, sicher ist sicher. Vorschriften sind nicht zum Scherz da! Nehmen Sie z.B. das Blut; in den meisten Schlachthäusern wird darauf nicht so peinlich geachtet. Da steht, wenn ein Rind geschlachtet wird, der Lehrling mit dem Eimer bereit, um das Blut aufzufangen. Es wird dann sofort wie ein Ei geschlagen, damit es nicht gerinnt. Der Eimer wird irgendwo zur Seite gesetzt; manchmal klettert so ein Junge damit sofort auf sein Fahrrad. Der Meister macht Blutwurst und ähnliche Leckereien daraus. Inzwischen wird das Tier weiter ausgeschlachtet, eine Arbeit von dreiviertel Stunden. Sobald das fertig ist, kommt der Fleischbeschauer. Traut er der Sache nicht, werden Sie geholt, oder ich untersuche es gleich selbst im Laboratorium. Ist das Fleisch nicht einwandfrei, wird es sehr sorgfältig bewacht und vernichtet. Gewiß — es gibt hier mehrere gute Schlachter, Menschen, die anständig genug sind, krankes Blut auf sichere Art zu beseitigen; aber mit solcher Gesinnung kann ich leider nicht durchweg rechnen . . .“

„Da haben Sie wohl nicht ganz unrecht“, gab Dr. Vlimmen zu, indem er stehen blieb, „man muß sich seine Leute ansehen. Da ist z. B. der Schlachter N. N., der hat in dem Dorf, wohin ich jetzt zur Fleischbeschau fahren muß, notgeschlachtet; wenn er wieder keine Schießmaske bei sich gehabt hat, zeige ich ihn an, und wenn er hundertmal im Gemeinderat sitzt. Sogar die Bauern ärgern sich schon über ihn. Der eine hat mir neulich erzählt, beim Schweineschlachten hätte dieser Kerl, kaum daß er die Tiere abgestochen hatte, schon angefangen, sie mit kochendem Wasser zu überbrühen. Es wäre gerade so gewesen, als wenn so etwas ihm Spaß gemacht! Hat er heute wieder keine Schießmaske angewandt — ich habe ihn schon einmal gewarnt — ist es das letzte Mal gewesen!“

Die beiden sind inzwischen bis zum Eingang der Halle gekommen und tun noch, ehe sie sich trennen, einen prüfenden Blick hinein. Der Schlachthausknecht läuft gerade mit der Schießmaske umher. Kühe werden vorbeigetrieben. Sie stolpern ohne Argwohn an halb abgezogenen Leibern vorbei auf ihre Plätze. Plötzlich taucht jener Knecht aus dem dampfenden Nebel bei dem zu-

letzt gekommenen Tier auf; unfehlbar und geübt hebt er sein Instrument; es ist, als streiche er sanft und nur so nebenbei damit über den massiven Kopf des Rindes, aber das scharfe Metallknacken ist schon vorbei; man hört beinahe nichts davon, denn im gleichen Augenblick dröhnt auch schon der dumpfe Fall des schweren Körpers auf den Stein. Es geht schauderhaft schnell; eine zerstreute Bewegung der Hand, und fort sind die vier Beine unter dem schweren Rumpf mit elektrischer Schnelligkeit weggerissen, und die schlaffe Masse zeigt keine Spur von Leben mehr. Der Mann blickt bereits nach dem nächsten Opfer, während hier jetzt das lange Messer des Schlächters aufblitzt, und alles verschwimmt in der dicken, warmen Wolke des ausströmenden Blutes . . .

2. Wie ein Schuh entsteht

a) In der Werkstatt

Der Verfasser der folgenden Schilderung heißt JEAN GONO; er ist einer der bekanntesten modernen französischen Dichter; seine Werke sind in viele Sprachen übersetzt.

Für die Frage, wie ein Schuh entsteht, ist er ein ganz zuverlässiger Zeuge, denn er hat in seiner Jugend hundert- und aberhundertmal liebevoll zugesehen, wie seines Vaters Geist und Hände ihre Arbeit in der Schusterwerkstatt vollbracht haben. Und als er später — um 1948 — einen neuen Roman schrieb, der in einer Handwerkerstadt spielt, hat er darin alle Handgriffe des Vaters vergegenwärtigt, ganz genau hintereinander, „selbst auf die Gefahr hin, daß es manchem langweilig werden könnte“. Er meint jedoch, das werde nur bei solchen Lesern eintreffen, die keinen Sinn für die wahre Schönheit der Handarbeit haben. Versuchen wir's mit diesem Geährsmann!

Es begann jedesmal mit dem *Maßnehmen*. Da betritt an einem Markttage der Bauer Matthias unsere Stube, um ein Paar Schuhe zu bestellen. Mein Vater bittet ihn, während sie über dies und das sich unterhalten, seinen Fuß in der Socke auf eine Zeitung zu stellen, die er auf dem Boden ausgebreitet hat. Den Umriß des Fußes zieht er kniend mit dem Bleistift nach. „Tritt fest auf; dein Fuß muß sich ausdehnen“, hat er dabei gesagt. Und plötzlich: „Was hast du denn da? — „Faß da nicht an, Mensch“, antwortet eilig der Bauer, „das ist eine Knochengeschwulst, die sticht oft wie Feuer“. „Ich werde schon aufpassen“, sagt mein Vater beim Wiederaufrichten.

Ein paar Tage später legt er sein Maß auf das inzwischen ausgesuchte Leder und zeichnet mit der Spitze seiner Ahle dieses darauf nach. Er nimmt das Zuschneidemesser und schneidet die *Sohle* aus; er sieht sie sich an, biegt sie zusammen und wieder auseinander, prüft so ihre Geschmeidigkeit und klopft sie eine Weile mit dem dicken, abgeplatteten Kopf seines Hammers, damit das Leder nirgends steif und spröde bleibe; darauf kommt viel an!

Dann geht er nach der Werkstattwand, wo die *Holzformen*, der Größe nach geordnet, an Nägeln hängen. Nr. 44, also Matthias' Fuß aus Holz? Nicht ganz. Es geht nur von Nummer zu Nummer. Knochengeschwülste sind nicht berücksichtigt; auch nicht die besondere Art, die Matthias hat, beim Gehen den Fuß ein bißchen nach innen zu drehen. (Man muß ihn eben beim Gehen beobachtet

haben, damit man weiß, daß er es tut, und daß er sich wohlfühlt, wenn er es tut. Wenn etwas ihn behindert, es zu tun, würde er sich unbehaglich fühlen.) Es kommt eben darauf an, die Holzform auf diese Dinge abzustimmen; denn das ist sehr wichtig; darauf beruht alle Handwerkskunst. Ohne das wäre es nicht der Mühe wert, daß es ein Handwerk gäbe, das in diesem Sinn vollkommene Dinge machen will. Auf jeden Fall so vollkommen, wie man kann.

Dann setzt er sich auf seinen Schemel. Er hält den Holzleisten in den Händen und sieht ihn sich an. Halt, da hat er seine Schwiele, der Bauer Matthias. Wenn man das Papiermuster zu Rate zieht, sitzt sie genau da. Er nagelt ein Stück Leder auf die Form, dann noch eins und dann noch eins. Das macht die Dicke aus. Man muß dieser Schwiele Form geben. Er nimmt sein Zuschneidemesser und bildhauert eine Weile an dem Leder herum; er schneidet weg, was zuviel ist, er rundet ab, er gleicht aus, und da hat die Holzform nun ihre Schwiele an der gleichen Stelle und in der gleichen Dicke — ungefähr wenigstens — wie Matthias' Fuß. Er legt den Leisten neben dem Schemel hin. Nun verbindet er seine Arbeit mit einer Vorarbeit von gestern abend. Da hatte er eine große, geschmeidige Haut, die unzerstückte Haut eines Kalbes, auf dem „Brett“ ausgebreitet, sich dazu sein Notizbuch vorgenommen, in dem die Maße eingeschrieben stehen, und gerechnet. Dann hat er quer über die Artikel einer Zeitung zuerst einen Halbmond und dann eine Art Kegelstumpf gezeichnet, hatte sie mit der Schere ausgeschnitten quer durch den Bericht über einen Bombenangriff auf die nächste Stadt. All dies ist jetzt, aus Papier wohlgerichtet, der *Schaft* von Matthias' Schuh. Gestern abend hat er das Papiermuster auf die Holzform gepaßt und gesehen, daß es ging. Dann hat er das Papier auf die Haut gelegt, den Umriß des Musters mit der Spitze des Zuschneidemessers nachgezogen, dann das geschmeidige Leder sorgfältig zugeschnitten, wobei er berücksichtigt hat, daß beim Schneiden geschmeidigen Materials dieses sich überall an der Schnittkante etwas zusammenzieht; also hat er ein bißchen größer als seine Vorzeichnung ausgeschnitten.

Jetzt langt er sich ein Zwirnknäuel her. Erwickelt davon sieben Enden von der Länge seiner ausgebreiteten Arme ab. Mit der flachen Hand rollt er sie auf dem Knie zusammen. Er nimmt ein Stück Pech. Er picht die Fäden der Länge nach ein, klebt sie zusammen und macht auf diese Weise den Schusternähzwirn, den man *Pechdraht* nennt; er zwirbelt die beiden Enden dünn wie bei einem Schnurrbart undwickelt sie dann um zwei Schweinsborsten.

Darauf setzt er den Halbmond und den Kegelstumpf zusammen, d. h. in Gedanken, indem er sie aneinanderhält, dreht, auseinandernimmt; gleichzeitig rechnet er und überlegt sich die Sache. Im Grunde ist das, was er jetzt macht, die Verwandlung der ebenen Flächen, die er vor sich hat, in einen Körper. Das ist bereits eine feine Sache. Aber weit höher noch ist, daß dieser Körper die Form von Matthias' Fuß oder vielmehr die Form der Luft um ihn haben muß. Der Schuh soll einerseits stützen, kräftig schützen, also muß er harte Formen haben; andererseits muß er den Fuß ganz weich, ganz natürlich umhüllen, so daß man gar nicht mehr daran denkt, Schuhe an den Füßen zu haben . . .

Während sich mein Vater im Geist mit dieser Umsetzung ins Körperliche beschäftigt, hat er mit den Händen am Leder herumgefingert; so wird es gehen! Also langt er sich jetzt von einem Werktisch *das Handleder* her, eine Art lederner Handschuh; er sieht genau so aus wie der Kampfhandschuh der römischen Gladiatoren im Zirkus. Beim Schuhmacher soll er den Handteller schützen, mit dem er die *Ahle* eindrücken muß.

Um das Handleder wickelt er nun den Pechdraht und streckt dabei den Arm, um jedes Stück tüchtig festzuziehen; so legt ein Schuster seine Rüstung an. Jetzt nimmt er die Holzzange. Den Halbmond und den Kegelstumpf, von denen er jetzt genau weiß, wie sie zusammengehören, bringt er zwischen die Kiefer der Zange und preßt sie mit seinen Knien zusammen. Er nimmt die Ahle und stemmt ihr Ende gegen das Handleder, er stößt und bohrt *das erste Loch*. Er nimmt die feine Spitze des durch die Schweinsborsten versteiften Pechdrahtes in den Mund. Er zieht die Ahle heraus und führt von links nach rechts die eine Schweinsborste durch die frische Öffnung; er führt von links nach rechts die andere hindurch, die am anderen Ende des Pechdrahtes sitzt. Er zieht von beiden Seiten, wodurch sich die Fäden kreuzen. Er wickelt den Pechdraht um das Handleder und zerrt daran, indem er die Arme auseinanderbreitet, und auf diese Weise macht er den *ersten Stich* zum Zusammennähen. Abermals nimmt er die Ahle, wiederum stemmt er ihr Ende gegen das Handleder, stößt, bohrt das zweite Loch, nimmt wiederum die Borste zwischen die Lippen, zieht sie hindurch, zerrt wiederum mit allen Kräften; und das in einem Tempo, das nach und nach schneller wird. Immer wieder breitet er die Arme aus, wenn er den Stich festzerrt. Schaut man ihm dabei aus einiger Entfernung zu, möchte man sagen, er flattert wie ein riesiger Vogel.

Ich jedenfalls hatte diesen Eindruck, wenn mein Vater nähte. Dabei herrschte immer eine tiefe Stille. Denn diese Arbeit machte kaum ein Geräusch. Mein Vater konnte dabei nicht sprechen, da er das Ende des Pechdrahtes mit der Schweinsborste zwischen den Lippen hatte, und ich mochte nicht sprechen, da er ja nicht antworten konnte. Er kam mir außerdem vor wie ein Mann, der sich anschickt, Zauberkräfte walten zu lassen. Bei Lampenschein im Winter bedeckten jedesmal, wenn er den Pechdrahtstich festzerrte und dabei die Arme öffnete, zwei große schwarze Flügel die Wände. Welche Freude empfand ich dabei, wenn ich bedachte, daß der Mann da mit seinem roten Käppchen mein Vater sei!

Nachdem der Halbmond an den Kegelstumpf genäht ist, nimmt der Schuster den Holzleisten, dann die Sohle, die er zu Anfang zugeschnitten hat. Er sieht nach, ob die Schwiele auch gut in die kleine Dolle paßt, die ihr an der Sohle entspricht. Beides stimmt gut überein. Dann nagelt er die Sohle auf die Fußsohle des Leistens, und zwar mit zwei Nägeln, die man freie Nägel nennt. Sie werden nur ganz leicht eingeschlagen, sie dienen einzig zum Halten, nicht zum Nageln; wenn der Schuster drei Hände hätte, würde er jener Nägel nicht bedürfen; aber so schlägt er sie eben ein, doch auf eine Art, daß sie ganz von selbst losgehen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt haben. Mein Vater war da auf

eine besondere Methode gekommen. Er ersetzte sie durch Streichholzenden. Ich erinnere mich, daß eines Tages sein Lehrling ihn fragte, weshalb er das tue. Und er hat darauf geantwortet: „Weißt du, wie man einen Nagel einschlagen kann, ohne ein Loch zu machen?“ — „Nein“, sagte Pankratz. — „Wenn du einen freien Nagel 'rausziehst, was bleibt dann?“ — „Natürlich ein Loch“, sagte Pankratz. „Und wozu“, fragte mein Vater, „wird deiner Meinung nach unten eigentlich ein Schuh gemacht?“ — „Ja, ja“, sagte Pankratz, „aber . . .“ — Weiter brachte er nichts heraus, dieser Lehrling, von dem mein Vater zu sagen pflegte, er habe nicht mehr Anlage zum Schuster als sein Meister zum Papst. „Meinst du“, so nahm damals der Meister das Frage- und Antwortspiel wieder auf, „meinst du, daß es eine feine Sache ist, wenn der Schuh ein Loch in der Sohle hat?“ —

„Nein“, sagte Pankratz, „aber es ist doch nur ein ganz kleines Loch“. — „Du kannst soviel ‚ganz‘ und soviel ‚klein‘ sagen, wie du willst; Loch bleibt Loch.“ — „Aber“, sagte Pankratz, „es ist doch unter der Sohle, da sieht man es doch nicht.“ — „Ich weiß, daß es da ist“, sagte mein Vater, „jeder ist der Sohn seiner Werke.“ Er sah mich mit dem schönen, grauen, unbeweglichen und schweren Blick an, bei dem mir jedesmal der Atem stockte, und ich hörte angespannt zu; denn ich spürte, daß er jetzt für mich sprach und nicht für den Lehrling, der eigentlich keiner war: „Den größten Teil seiner Zeit“, sagte er, „verbringt man mit sich selber. Man muß dafür sorgen, daß das immer eine anständige Gesellschaft ist.“

b) Wie ein Schuh in der Fabrik entsteht

Wenn wir, von Vater Gionos Werkstatt kommend, den Arbeitssaal einer Schuhfabrik betreten, ist der Eindruck ein völlig anderer.

Dort der Meister auf seinem Schemel, der Lehrjunge daneben, die Stille, die sie umfängt, läßt zur Besinnung Zeit; nur das oft rhythmisch abgesetzte Klopfen des Hammers unterbricht sie. Hier dagegen ein hallenartiger Raum, von Frauen und Männern bevölkert, an die 40 und mehr, und die meisten sind in unablässig sich wiederholenden Arbeitsgängen an Einzelmaschinen eingespannt; das pausenlose Stampfen, Stoßen, Surren, Rucken, Dröhnen macht eine Verständigung mit Worten fast unmöglich. Der Besitzer des Betriebes (es war ein mittlerer Betrieb, den wir besichtigten) muß deshalb die Erläuterungen zu den dicht an dicht stehenden Apparaten bis in die nahe Frühstückspause verschieben.

Wenn er sich auch mit Zweck und „Bedienung“ der verschiedenen Maschinen durchaus vertraut zeigte, von Beruf war er Vollkaufmann; denn der Einkauf der passenden Ledersorten, die, im Lager auf Regalen gestapelt, einen Wert von ca. 40 000 DM ausmachten, die Voranschläge der Verdienstspanne, die Regelung des Absatzes in den Einzelhandelsgeschäften sind hier beinahe wichtiger als die Herstellung. Der Rohgewinn an einem Paar Schuhe ist verhältnis-

mäßig gering; die Masse muß es bringen. Sein Betrieb fabriziert täglich 350 Paare; diese müssen laufend abgenommen werden, wenn das Ganze nicht ins Stocken geraten soll.

Unter dem gesamten Personal befand sich nur *ein* richtiger Schuhmachermeister, der den ganzen Fertigungsgang und das Anlernen des neu eingestellten Personals zu überwachen hatte. Gelernte Schuster werden in den Fabriken auch als Schäftemacher oder Zuschneider, vielleicht auch als Schuhmodelleure verwandt; die Mehrzahl der Beschäftigten aber besteht überall aus Spezialarbeitern, die dazu „angelernt“ sind.

Es gibt in diesem Berufszweig zwischen der handwerklichen und der industriellen Herstellung nur *eine einzige Ähnlichkeit*: die Fertigung eines Schuhs in der Fabrik erfordert ebenso viele getrennte maschinelle Arbeitsvorgänge wie der Meister Handgriffe braucht. Bei elegantem Schuhwerk hat man davon über 100 gezählt.

Man kann sich denken, daß seit 1850 (bis dahin gab es in der Hauptsache nur handwerkliche Herstellung) eine Unzahl von Spezialmaschinen konstruiert und ausgeführt werden mußte, bis der Schuh seinen Weg von der Zuschneidemaschine bis in den Verkaufskarton — sozusagen am laufenden Band — zurücklegen konnte. Ein langer, genaustens innezuhaltender Weg! Aber selbstverständlich legt er ihn bei maschineller Serienfertigung in unverhältnismäßig kürzerer Zeit zurück, als sie der Handwerksmeister zu seiner Maßarbeit benötigt.

Es ist eigentlich seltsam: der vielfache Wechsel von einem Arbeitsgang zum anderen kommt dem Betrachter in der Werkstatt in weit geringerem Umfang zum Bewußtsein als in der Fabrikhalle. *Dort* bleibt das Werkstück in dem gleichen kleinen Raum, verändert sich, allmählich Gestalt annehmend, unter denselben Händen; *hier* dagegen wandert es durch vieler Menschen Finger ruckweise von einer Maschine zur anderen; jeder erledigt an ihm die kleine, oft sehr kleine Teilaufgabe, die das Laienauge kaum genau abzuschätzen vermag, — schon ist es von der nächsten Maschine erfaßt.

Die eine verdünnt, „schärft“ die Ränder der Oberlederteile, eine andere stanzt die Löcher des Schmuckmusters hinein, wieder eine andere faltet das Oberleder und so fort . . . Man muß krampfhaft aufpassen, wenn man das Werkstück Zug um Zug begleiten will — schwapp, schon ist es in einer Seitengasse dem Auge entglitten — man beobachtet statt seiner das nächste oder übernächste, das dem Vorgänger aufs Haar gleicht.

Interessant ist es, die elektrischen Durchnähmaschinen für Steppstich mit ihrem Urbild, der Stoffnähmaschine, zu vergleichen; geübte Frauenhände nähen an ihnen das Tuch, das Futter, den Pelzbesatz am gefalteten Leder innen fest; manche dieser Maschinen sind in der Lage, während des Nähens fix auch gleich überstehende Futterteile sauber abzuschneiden

Oder wir machen bei der sogenannten Überholmaschine halt; mit zwei Backen faßt sie das Oberleder mit kräftigem Zug an und zieht und kippt es über den Holzleisten; darauf versucht eine ganze Reihe von Maschinen es nach und nach der Form des Leistens anzupassen —; Zwickmaschinen heißen sie bezeichnenderweise; sie treten für die Seiten, die Spitzen, die Fersen gesondert in Tätigkeit.

Die „Doppelmaschine“ näht mit starkem Faden den Rahmen, der sich heute oft aus Kunststoffstreifen zusammensetzt, und die Sohle zusammen. Ungleichheiten auf ihr beseitigen die Glätt- und Poliermaschinen. Es geht nicht an, sie alle aufzuzählen. An einer Seitenwand fällt noch ein großes Rad auf; von weitem erinnert es an das Riesenluftschaukelgestell auf Rummelplätzen; es ist die Sohlenaufkleb- und -preßmaschine. Auch eine „Absatzaufnagelmaschine“ fehlt nicht. . .

Aufatmend stehen wir schließlich an einem Tisch, auf dem ein Hebel mit einiger Kraftanstrengung den Leisten vorsichtig aus den Stiefeln herausholt. Diese werden dann noch in einem Nebenraum der Schönheitsfrisur unterzogen. Dort wird ausgeputzt, gebügelt, gewachst und — verpackt, nachdem Geschäftsmarke und Größennummer den Sohlen aufgestempelt worden sind.

Vor der großen Außentür des langen Ganges halten die Transportautos. — Der Kreis der Fabrikation ist geschlossen.

3. Maurer und Betonbauer

Opa Schulte, ein alter Rentner, konnte als gelernter Maurer das Basteln und Bauen nicht lassen. Jetzt war er dabei, sich eine kleine massive Laube in seinem Schrebergarten zu bauen. Seine beiden Enkel halfen ihm. Der Ältere, Paul, stand schon im zweiten Lehrjahr als Betonbauer, der drei Jahre jüngere Fritz besuchte noch die Schule. Aber auch er wollte einmal „zum Bau“.

Schulte hatte sich Kies und Zement anfahren lassen. Mit diesen Baustoffen sollte an einem Sonnabendnachmittag das Fundament oder der Grundbau seiner kleinen Wohnlaube betoniert werden. Er überlegte, wieviel cbm Beton er benötigte: Die Grundmauern der Laube sollen außen ein Länge von 5 m und eine Breite von 3 m haben. Das Betonfundament selbst wird 1 m tief und 0,40 m breit sein. Wieviel cbm Beton wird er errechnet haben?

Endlich war es so weit. Sie karrten sich 10 Karren Kies auf einen Haufen. Der Kies wurde oben mit der Schaufel abgeplattet. Danach kamen 5 Sack Zement darauf, die aus den Tüten ausgeschüttet, mit der Harke glatt gemacht und gut auf der Kiesoberfläche verteilt wurden. Schulte selbst schaufelte darauf den Kies mit dem Zement um, und Paul mußte mit der Harke den Zement gleichmäßig verharken. Diese Arbeit wurde noch zweimal wiederholt. Beim letztenmal mußte Paul mit der Gießkanne die Mischung aus Zement und Kies gleichmäßig naßmachen. Bei dieser umständlichen Arbeit meinte Paul: „Opa, warum

bestellst Du denn nicht bei einem Mörtelwerk den fertigen Beton? Du bekommst dort den Beton in dem richtigen Mischungsverhältnis für Fundamente". „Alles neumodischer Kram“, antwortete der Alte etwas unwirsch, „ich habe das so gelernt, und dabei bleibe ich. Wenn Du Dir mal für Dein Alter ein kleines Häuschen baust, dann kannst Du alles so machen, wie Du willst.“

„Auf den großen Baustellen stehen heute mächtige Zementsilos“, erklärte Paul, „von denen der Zement maschinell in die Beton-Mischmaschinen geleitet wird. Der Kies kommt in der vom Bauingenieur vorgeschriebenen Körnung auf die Baustelle und wird nach dem bestimmten Mischungsverhältnis in die Maschine gebracht. Das Wasser wird ebenfalls in der vorgeschriebenen Menge zugeleitet“.

„Ja, ja“, sagte der alte Maurer. „Komm doch mal in die Waldstraße, Opa, zu dem großen Bau, auf dem ich gerade arbeite. Zwar haben wir dort noch keinen Silo, doch die Zementlaster bringen uns auch schon den Zement heran.“

„Sind das die Autos mit den senkrecht stehenden drei Kesseln, an denen ‚Spezial-Zement-Transport‘ dransteht?“ fragte der kleine Bruder. — Der größere bejahte die Frage.

Am nächsten Tage ging der Alte in die Waldstraße. Fritz begleitete ihn. Sie standen mit Paul in der Frühstückspause auf der Baustelle. „Zu meiner Zeit wurde noch gemauert, Stein auf Stein. — Maurer braucht Ihr wohl bald gar nicht mehr?“ Er knurrte die Frage zwischen den Zähnen hervor.

„Wir Betonbauer nicht“, der Jüngere schüttelte den Kopf, „obwohl viele von uns noch Maurer gelernt haben. Bei unseren Bauten wird kaum noch gemauert — hin und wieder eine Zwischenwand, aber sonst . . . Du siehst es ja in der Baugrube. Wir stellen die Verschalung, und danach gießen wir die Mauern aus Beton“.

„Was ist Verschalung?“ warf Fritz wißbegierig ein.

„Die hölzernen Seitenwände“, erwiederte der Betonbauer an des Großvaters Stelle, „oder auch die Unterlage unter der Decke, auf die der Beton gegossen wird. Wenn er abgebunden hat, nimmt man die Verschalung wieder weg“

„Was heißt nun wieder abbinden“, fragte der Junge etwas verwirrt weiter. „Das Hartwerden des Kalkmörtels oder auch des Betons wird so genannt“. Der Großvater nahm die Unterhaltung auf. „Du wirst noch viele solche Worte in der Lehre lernen“. Er wandte sich zu Paul: „Ich entsinne mich noch genau an den ersten Versuch, den „der Alte“, mein Chef, mit Eisenbeton machte. 1912 wird es wohl gewesen sein. Ein Balken sollte gemacht werden. Anstelle der Bretter-Schablone, über die wir sonst den Fensterbogen mauerten, machten wir eine dreiseitige Schalung. Ein paar Eisenstäbe legten wir hinein und stampften den Beton herum. — Es hat gehalten, ja — doch ein richtiger Eisenträger ist mir lieber“.

„Wir sagen heute nicht mehr „Eisenbeton“, sondern allgemein „Stahlbeton“, meinte Paul, „und Eisenträger werden heute bei uns kaum noch verwendet. Sollt’s mal sehen, wie das geht, wenn wir mit den Kellerwänden fertig sind, wie schnell wir die Kellerdecke drauf haben! Hier gibt’s eine Stahlbetondecke. Die Stützen für die Schalung stehen schnell, die Schalbretter sind bald draufgenagelt. Dort drüben, neben der Eisenschere und dem Drahtbiegebock siehst Du schon zugeschnittene und gebogene Stahlstäbe liegen. Genau nach Zeichnung müssen sie gebogen sein und auch genau nach Zeichnung über die Decke verteilt werden. Wirst sehen, sobald der Unterbau abgebunden hat, kommen sie auf die Schalung, und danach geht’s los, ruck-zuck, eine Karre Beton vom Mischer nach der anderen drauf. — Ich habe auch schon mit Betondeckenträgern gearbeitet“, setzte er nach einem Schluck aus seiner Flasche hinzu, „ist auch nicht schlecht. Sie werden fertig aus dem Betonwerk geliefert und von Wand zu Wand dicht an dicht auf die Mauerkrone gelegt. Das hält“.

„Mag sein“, erwiderte der Alte, „mag sein — ist aber keine Kunst mehr bei dem, was Ihr Betonwerker macht“.

„Halt, Opa“, der Junge überhörte die Kritik des alten Mannes, „Betonbauer sind wir. Die Betonwerker arbeiten nicht auf dem Bau, sondern im Betonwerk, machen dort Deckenbalken und anderes, auch die großen Kanalisationsrohre“.

„In denen man sich so gut verstecken kann?“ fragte der Halbwüchsige. „Ja, solange sie noch nicht eingegraben sind“, erwiderte sein Bruder, „später, unter der Erde möcht’ ich’s Dir nicht raten“.

„Was war das doch früher anders! Steine aufeinandersetzen konnten damals viele, aber mauern, Bögen mauern, Kamine und vor allem Decken einwölben — das war und bleibt eine Kunst“.

„Das soll wohl sein“, meinte sein Enkel zustimmend. „Als ich auf Fahrt war, den Rhein entlang, habe ich mir viele Burgen und Kirchen angesehen, auch den Kölner Dom — allerhand Achtung, was vor Jahrhunderten geleistet worden ist“.

„Kreuzgewölbe mauern habe auch ich nicht mehr gelernt“, sagte der alte Mann, „das war schon zu meiner Zeit vorbei und wurde nur hier und dort noch einmal für einen Kirchenbau gebraucht.“

Drüben an der Baubude hatte ein Arbeiter gegen ein hängendes Schienenstück geschlagen. Der Ton schepperte hell über das Gelände als Zeichen, daß die Frühstückspause beendet sei. Sich verabschiedend, meinte Paul: „Du wirst wohl noch öfter hier zuschauen. Es muß heute alles schneller gehen als früher. Auch auf dem Bau siehst du heute viel mehr Maschinen als früher. Ein Künstler mag der einzelne heute nicht mehr sein — trotzdem muß er das Handwerk verstehen und genau arbeiten — sonst wird nichts“. Er nahm seine Tasche auf und ging grüßend davon.

Paul hatte sich nicht geirrt. Noch oft saß sein Großvater auf einer Bank in der Nähe des Neubaus, auch oft war sein Enkel Fritz bei ihm. Oft auch mußte der Betonbauer noch erklären, denn des Kopfschüttelns über die „neumodische Art“ wollte bei dem Alten kein Ende nehmen.

Da waren — kaum daß die Betonbauer die Kellerwände gegossen und die Kellerdecke fertiggestellt hatten — Monteure mit einer gewaltigen Zugmaschine und einem Tiefladewagen auf dem Bauplatz erschienen. Auf ihm lag der breite Unterbau eines Turmkranes. Ein richtiges Eisenbahngleis wurde entlang der Längsfront des werdenden Hauses gelegt und darauf der Unterbau abgestellt. Danach wuchs der Kran zusehends, bis er nach wenigen Tagen etwa in der Höhe eines fünften Stockwerkes seinen Ausleger kreisen ließ. Während hier die Monteure werkten, stellten die Betonbauer — der alte Mann traute zunächst seinen Augen kaum — Schalwände bis Stockwerkshöhe auf. Verhältnismäßig lange brauchten sie für die genaue Ausrichtung und vor allem für die Versteifung. Nun sah man auch, wie die Schalwände — immer im Abstand der Wanddicke gegenübergestellt — dem Grundriß der späteren Geschäftsräume entsprachen. Hie und da, wie z. B. an den Schornsteinen, wurde noch von Hand gemauert. Als das ganze Stockwerk des Hauses mit seinen Schalwänden aufgestellt, auf das Sorgfältigste abgestützt, abgesteift und ausgelotet war, begannen die Männer die Wände zu gießen.

Von früh bis spät ratterten jetzt die Betonmaschinen, drehten sich ihre Trommeln. Der Beton quoll jetzt in zähem Fluß aus der ihre Öffnung senkenden Trommel in eine untergeschobene Lore. Das Trommelmaul hob sich danach wieder, und von neuem schaufelten von der einen Seiten Männer Zement und von der anderen Ziegelsplitt hinein und gaben auch Wasser hinzu. Während dies geschah und einer der Arbeiter mit einem Holzhammer gegen den dröhenden Trommelbauch schlug, damit sich an seiner Innenwand nichts festsetzte und sich die verschiedenen eingegebenen Teile auch richtig vermischen sollten, hatte der Kran die gefüllte Lore erfaßt. Jetzt schwebte sie am langen Seil über dem Gewirr der Schalwände. Ein Betonbauer gab mit erhobener Hand dem Kranführer Zeichen — etwas mehr nach links — ein schnelles Flattern der Hand, es war zuviel, also zurück — so, nun war es dem Anschein nach richtig. Die wie von Adlerfängen in die Höhe gehobene Lore schlingerte leicht, stand sekundenlang still über einem Schütttrichter und senkte sich auf ein schnell sich wiederholendes Krümmen der Hand des lenkenden Mannes nach unten. Nochmals verharrte die Lore auf ein Zeichen der Hand ein wenig, um danach plötzlich abzusinken. Mit ihrem Unterteil wurde sie von Aufnahmehaken am Rande des Trichters festgehalten, kippte durch weiteres Nachlassen des Kranseiles um, gab ihren Inhalt in den Fülltrichter ab und schwieb entleert auf das Handzeichen des Mannes wieder in die Höhe. Der Fülltrichter war auf der Verschalung verschiebbar angeordnet. Männer öffneten einen unteren Auslaß, durch den der Beton zwischen die Wände fiel.

Alles war aufeinander eingespielt, die Männer am Mischer, der Kranführer, sein auf den Gitterwänden stehender Gehilfe, die Männer am Schütttrichter,

welche dafür sorgten, daß sich der Beton auch richtig verteilte. Für diese Arbeiten waren nicht mehr sehr viele Menschen nötig, und in wenigen Stunden hatten sie Wand um Wand gegossen. Kaum damit fertig, begannen sie mit dem Gießen der Decke und danach wieder mit dem Aufstellen der von dem abgebundenen Untergeschoß entfernten Schalwände in dem folgenden Stockwerk.

Die Vorbereitungen zum Gießen der Wände, so fand der alte Mann, dauerten recht lange. Früher wurde die Rüstung gebaut, und die Mauerarbeit konnte beginnen. Zuerst fingen die Eckmaurer an, die vier Ecken des Hauses „hochzuziehen“. Es waren stets die besten Maurer, die etwas konnten. Von ihrer Arbeit hing es ab, ob später der Bau gerade und winkelrecht oder aber krumm und schief stand. Hatten sie einige Steinlagen der Ecken gemauert, so begannen zwischen ihnen andere Maurer die Wand hochzuziehen, Stein um Stein. Auf den großen Bauten wimmelte es von Maurern und „Huckern“, den kräftigen Steinträgern, welche die schweren Lasten Leiter um Leiter emportrugen.

Es hat sich viel gewandelt auf dem Bau; dies mußte der alte Mann feststellen, wenn er Tag um Tag das Hochhaus vor sich emporwachsen sah. Oft genug schüttelte er in Rückinnerung an die alten Zeiten den Kopf. Er war aber gerecht genug, um anzuerkennen, daß jede Zeit auch ihre eigenen Arbeitsformen hat, daß man sich neuen Entwicklungen nicht entgegenstemmen kann. Als er schließlich das fertige, mächtige Haus vor sich sah, gab er zu, daß dieser mit Hilfe moderner Maschinen errichtete Betonbau in seiner Art genau so schön sei wie die Häuser, die er früher in handwerklicher Arbeit hatte erbauen helfen. Es tröstete ihn aber der Gedanke, daß beim Wohnungsbau, besonders bei kleinen und mittleren Bauvorhaben wohl noch lange der Maurer seine Kunst ausüben wird.

4. Zweimal Schmieden

a) Zu Vieren

In meiner ersten Gesellenstelle lernte ich den Wert des gemeinschaftlichen Arbeitens kennen. Wir waren in der Detmolder Kutschwagenschmiede Streck außer dem Meister vier Gesellen und drei Lehrlinge. Da hieß es, Hand in Hand arbeiten, namentlich beim *Achsenschweißen*.

Der Meister steht am Feuer, um die Achsschenkel auf Schweißhitze zu bringen. Mit größter Aufmerksamkeit, den grellen Widerschein der Flamme im Gesicht, starrt er auf das weißglühende Eisen, das er hin und wieder mit reinem Sand bestreut; er dreht und wendet es, daß es teigig wird, ohne zu verbrennen. Jetzt wirft er einen kurzen Blick zum Amboß, an dem schon ungeriefen ein Geselle und ein Lehrling bereitstehen. Seine Armmuskeln straffen sich, die Hände fassen die Eisenenden fester, heben sie aus dem Feuer und

schlagen sie auf die Kante des Ambosses, daß die ganze Schmiede von der in Funken abspritzenden Zunderschicht durchsprüht wird. Der Lehrling faßt den ihm dargebotenen Achsschenkel, hält ihn auf den Amboß, der Meister legt den anderen darauf, und mit einem „klebenden“ Schlag eines Vorschlaghammers drückt der Geselle die beiden Enden zusammen. Schon hat auch der Meister seinen Handhammer gefaßt, und mit einigen kurzen, leichten Schlägen des großen und des kleinen Hammers wird das Eisen ineinandergepreßt.

Schon eins geworden, wandert es wieder ins Feuer und kommt, auf Schweißhitze gebracht, nochmals auf den Amboß. Aber jetzt stehen wir zu Vieren um ihn. Der Lehrling faßt das eine Ende der Achse, der Meister hält das andere mit der Linken, während die Rechte den Handhammer schwingt und damit die Schläge unserer drei Vorschlaghämmere dirigierte. Im klingenden Viertakt, hart nebeneinander, auf kleinstem Raum, heben und senken sich die wuchtigen Eisenklötze der Hämmere, ohne sich jemals zu berühren. Sichere Hände lenken die Schläge auf die Stelle, welche des Meisters Hammer andeutet. Mit hellem Klang trifft dieser manchmal auf den Amboß, Achtung heischend für die im nächsten Augenblick folgende schnelle Drehbewegung des Eisens. Wieder einmal landet des Meisters Hammer auf dem Amboß; aber mit einem Klirren fällt er flach um. Noch einmal sausen die drei Vorschlaghämmere auf das Eisen; dann kommen auch sie zur Ruhe.

Mit fliegendem Atem und hochrotem Gesicht, aber mit blanken Augen sehen wir uns an und gehen dann wieder an die vorhin unterbrochene Arbeit.

Oft habe ich später gesehen, wie riesige Dampfhämmer zentnerschwere glühende Eisenblöcke in Gesenke preßten; aber das hat längst nicht einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als wenn es in Meister Streck's Schmiede hieß: „Zu Vieren!“

JULIUS MOSHAGE

b) Der Mann mit dem weißen Handschuh

Auf einer Reise durchs Ruhrgebiet kamen wir auch in eine der großen Schmiedepressen. Das rotglühende Riesenwerkstück, das sich in der dunklen Halle hin und her wand, war die Kurbelwelle einer Schiffsmaschine; das eine Ende lag unter dem Hammer, der wie ein schwarzer Turm fast bis zur Decke ragt, das andere Ende wurde in der Schlinge einer riesenhaften Gliederkette schwabend in der Luft gehalten. Nach jedem Druck der Presse mußte die Lage des Schmiedestücks verändert werden. Die Bewegung so großer Gewichte war mit Menschenkraft nicht möglich; sie geschah durch Wasserdruck und Elektromotore und wurde geleitet von mehreren Steuerständen aus, die mit je einem Steuermann besetzt waren. Dicht neben der Presse stand ein kleiner Mann, etwas dick, kahlköpfig, das Netzhemd auf der Brust geöffnet, das Gesicht glühend in dem roten Schein und glänzend von Schweiß. Der kleine Mann — so schien es mir — sah zu, wie da gearbeitet wurde und fächerlte

sich mit einem großen weißen Lederhandschuh Kühlung zu. Es wunderte mich nur, daß er so nah bei der Hitze der Presse stehenblieb, da er doch anscheinend Kühlung suchte, und allmählich kam mir der Gedanke, er müßte doch irgend etwas hier zu tun haben.

Dieser Mann war der *Meister der Schmiede*, sozusagen der Kapitän, und der weiße Handschuh diente keineswegs als Fächer, sondern als Signalmittel, durch das er die Bewegungen der Kurbelwelle unter dem Hammer leitete. Denn alles kommt beim Schmieden auf Genauigkeit an. Ein Stück ist um so besser, je weniger Nacharbeit später nötig ist. Dieser Mann brachte es fertig, eine Kurbelwelle im Gewicht von vielleicht fünfzig Tonnen, einen Stahlblock von über einem Meter Durchmesser mit seinem Riesenhammer auf eine Genauigkeit von wenigen Millimetern mit der Schmiedepresse zu bearbeiten. Die Augen der Leute an den Steuerständen hingen an dem weißen Handschuh. Die Augen des kleinen Mannes mit dem schwitzenden Gesicht hingen an der roten Glut des Stahlblocks. Nur sein Augenmaß sagte ihm, wie die Welle gedreht und gewendet werden mußte; nur die sparsamen Bewegungen, mit denen der weiße Handschuh aufwärts oder seitwärts geschwenkt wurde, waren die Zeichen, nach denen die Männer an den Steuerständen arbeiteten.

Ich habe viele Männer mit weißen Handschuhen gesehen, aber keinen, der mit einem weißen Handschuh so Außerordentliches bewirken konnte. Der kleine schwitzende Mann im Netzhemd ist eine wichtige Persönlichkeit, wichtiger als mancher Ingenieur; er wird danach bezahlt: ein solcher Schmiedemeister kommt wohl monatlich auf tausend Mark und mehr.

HEINRICH HAUSER

Stehen wir vor einem neuen Wandel?

Einst

Als ich ein Junge so im Alter von 14 bis 15 Jahren war, besuchte ich gern unsere Berliner Museumsinsel, die durch eine Gabelung der Spree liebevoll von ihren Wassern umschlossen wird, so als sollte das brausende Leben der Großstadt hier haltmachen. Eines Tages wanderte ich auch durch die Säle der Nationalgalerie und betrat einen Raum, in dem ein Bild von Adolf v. Menzel hing. Unweit von mir hörte ich den Museumsdiener zu einem Herrn sprechen: „Es ist sehr tragisch um diese Bilder von Menzel, da die Ölfarben, die der Künstler benutzte, sehr stark nachdunkeln.“ Erst als ich später selbst Pinsel und Farbpalette zur Hand nahm, wurde mir der Sinn dieser Worte klar.

Die beiden gingen hinaus. Ich stand allein vor dem berühmten Bild „*Eisenwalzwerk*“, das Menzel im Jahre 1875 geschaffen hatte.